[Ein einmalig ökumenisches Verhältnis]

Martin Vögtli
erster CVP-Gemeindeammann
in Riniken 1970–1984

Ich kam 1937 im Bürgerspital Solothurn auf die Welt. Am Tag meiner Geburt wurde mein fünfjähriger Bruder beerdigt. Er starb an Diphtherie. Mein Vater wusste nicht, sollte er zur Geburt oder an die Beerdigung gehen. Vor dem Krieg war die Medizin noch nicht so weit, als dass der Bruder hätte gerettet werden können. Eine weitere Schwester starb am Tag ihrer Geburt 1936. So war ich das dritte und zugleich das erste Kind. 1940 kam meine andere Schwester auf die Welt. Sie lebt heute als Schwester im Kloster Baldegg.

Meine Mutter war Konvertitin. Sie wuchs als Reformierte auf einem Bauernhof auf. Wegen meines Vaters wechselte sie die Konfession. Entsprechend gläubig war sie und fühlte sich mit der katholischen Kirche fast mehr verbunden als der Vater. Er war organisatorisch tätig, in der Kirchenpflege oder in Komitees für Kirchenfeste. Glaube und Erziehung waren Sache der Mutter. Als Ministrant in Kriegstetten erhielt ich bei Pfarrer Hänggi, dem späteren Bischof des Bistums Basel, Privatstunden in Latein als Vorbereitung für die Aufnahme ans

Kollegium in Freiburg. Bis zur Matura war ich Ministrant. Als ich mich in Freiburg an die Universität einschrieb, wollte ich Theologie studieren – ohne Zölibatvorschrift wäre ich wohl Priester geworden.

«Martinigruppe» ab Mitte der 1960er-Jahre für Akademiker

1965 doktorierte ich in Freiburg in Schweizer Geschichte und suchte eine Stelle. Ein Jahr später wurde ich als Dozent für allgemeinbildende Fächer an die HTL Brugg-Windisch gewählt. Da meine Frau und ich in der Nähe der HTL keine Wohnung fanden, zogen wir nach Riniken. Als Mitglied der Feuerwehr und der Schützengesellschaft fand ich relativ schnell den Anschluss in Riniken. Ich war der Öffentlichkeit gegenüber aufgeschlossen und besuchte Gemeindeversammlungen und weitere Dorfanlässe. Es war damals nicht ganz selbstverständlich, dass ein Katholik, Akademiker und zugleich Zugezogener willkommen war. Doch ich hatte nie Probleme, da man mich persönlich kannte. Im Herbst 1969 wurde ich in den Gemeinderat gewählt und Wochen später als Gemeindeammann.

[Der Glaube wird zu Hause über die Frauen weitergegeben, nicht über die Männer in der Kirche.]

Als ich hierher zog, erkundigte ich mich bei Pfarrer Schmidlin nach dem Pfarreileben und welche Zeitung er mir empfehlen könne. Lorenz Schmidlin sah mich gerne in der Kirche engagiert und regte an, eine Gruppe für Akademiker und in der Verwaltung und Geschäftswelt tätige Entscheidungsträger zu bilden. Daraus entstand der «Martinikreis», der sich um den Martinstag im November zum Martinimahl mit Pfarrer Schmidlin traf. Wir organisierten Ausflüge, zur Kartause Ittingen, zum Dom von Speyer und andere mehr. Das Gesellschaftliche, der Gedankenaustausch waren wichtig. Es gab den Frauenverein für die Frauen, Blauring und Jungwacht für die Jungen, im Kolpingverein waren die Arbeiter, und hier ging es darum, dass sich die «Gebildeten» der Kirche nicht entfremdeten. Es waren um die fünfzig Personen, die die Anlässe besuchten. Nach mehreren Jahren, nachdem ich das Engagement weitergegeben hatte und auch Pfarrer Schmidlin weggezogen war, versandete der «Martinikreis». Noch heute erhalte ich das Echo, es sei schade, treffe man sich nicht weiterhin.

Der erste Pfarreirat entsteht

Mein Engagement für die Kirche in Riniken begann als Präsident des ersten Pfarreirats für die Pfarrei Brugg von 1971 bis 1974. Bischof Hänggi regte damals die Gründung von Pfarreiräten an. Der Kontakt zu Pfarrer Schmidlin führte dazu, dass dieser mich 1970 mit der Gründung des Pfarreirats beauftragte. Im ersten Pfarreirat sassen Leute aus vielen Dörfern. Sie wurden sogar an der Urne gewählt. Pro 200 Katholiken hätte man Anrecht auf einen Sitz im Pfarreirat gehabt. Das Gremium wurde bald zu gross, und so entstanden die Pfarreiräte für die Seelsorgebezirke Brugg-Nord und Brugg-West. Die Kompetenzabgrenzung zwischen Kirchenpflege und Pfarreirat war keine einfache Situation. Der Pfarreirat wirkte als Schnittstelle zwischen Pfarrer und Bevölkerung. Es wäre dem Pfarrer unmöglich gewesen, überall präsent zu sein und zu schauen, wen man dazu bewegen könnte, in den verschiedenen Ämtern Einsitz zu nehmen.

In Riniken herrscht ein aufgeschlossener Geist

Vor der Eröffnung des Zentrums Lee fanden Taufen, Trauungen, Beerdigungen, Firmung und Erstkommunion in Brugg statt. Das «Lee»

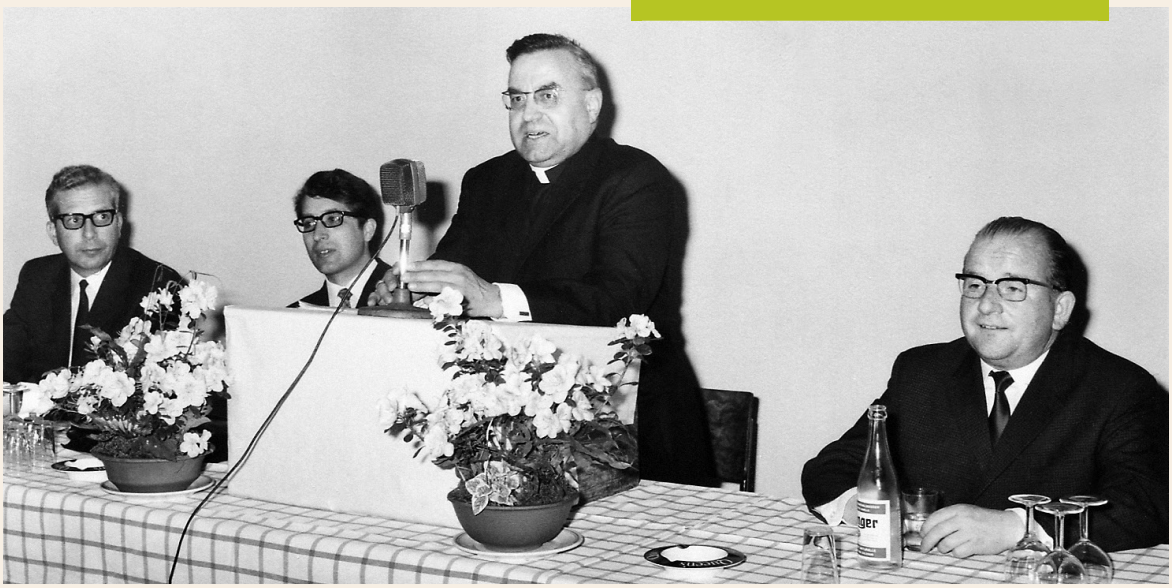
Einweihung Schulhaus Lee in Riniken 1970: Der erste katholische Gemeindeammann Martin Vögtli (links vorne) und der reformierte Pfarrer Werner Keller (rechts).

ermöglichte einen neuen Zusammenhalt, die Leute konnten aktiver am Gemeindeleben teilnehmen. Wir waren weniger abhängig von Brugg und führten ein starkes Gemeindeleben. Nicht alle fühlten sich zu Riniken zugehörig, von Villigen, Stilli und Umiken ging man gerne nach Brugg. Mit den Bözberger Gemeinden sowie mit Remigen und Rüfenach bestand ein Zusammenhalt.
Die 1966 gegründete «Aktion Lee» brachte den Stein ins Rollen. Auslöser für den Bau eines kirchlichen Zentrums war die unbefriedigende Situation für die Reformierten, die für Riniken einen eigenen Friedhof wünschten. Das Grab der Verstorbenen wollten die vorwiegend älteren Leute nicht in Umiken aufsuchen müssen. So kam die Idee eines eigenen Friedhofs auf, schon mit der Absicht, später ein kirchliches Zentrum oder eine Begegnungsstätte aufzustellen. Die «Aktion Lee» sammelte dafür Geld. Der ökumenische Gedanke schimmerte bereits in den Statuten durch. Die «Aktion Lee» sammelte alles in allem um die 200 000 Franken, indem sie Grümpelturniere, Dorffeste oder Sammlungen organisierte. 1978 zum Beispiel erwirtschaftete sie an einem «Lee»-Fest 33 000 Franken. Aus dem Gartenfest von 1968 hatte bereits ein Reinerlös von 5500 Franken resultiert. Von Anfang an war die «Aktion Lee» eine ökumenisch zusammengesetzte Gruppe. Präsident war der Katholik Karl Diethelm, Finanzfachmann und Bankdirektor. Der Gemeinderat war vertreten durch den reformierten Gemeindeammann Ernst Obrist und den Vizeammann Edi Zumsteg, Letzterer ebenfalls ein Katholik. Es herrschte ein sehr aufgeschlossener Geist in Riniken.
Es gab eine vierfache Trägerschaft fürs «Lee». Die Gemeinde stellte das Land zur Verfügung und übernahm den Unterbau, den Keller. Die Reformierten trugen die finanzielle Hauptlast, die Katholiken leisteten einen Beitrag und die «Aktion Lee» ebenfalls. Das Gefühl, dass man mit dem Bau eines ökumenischen Zentrums etwas Besonderes erstellte, war nicht da. Es ergab sich und war eine Selbstverständlichkeit.

Gemeindeaufbau in Brugg-Nord mit Laien und Frauen

Der erste Seelsorger, der nur kurz Brugg-Nord betreute, hiess Hans Egli. Er verliess später die Theologie und arbeitete im Buchhandel. Ein sensationeller Geistlicher war Josef Elser, der den Seelsorgebezirk Brugg-Nord aufgebaut hat. Die Zusammenarbeit zwischen Josef Elser und dem reformierten Umiker Pfarrer Werner Keller war herausragend. Sie war geprägt durch eine tiefe Freundschaft. Sie verstanden sich auf der Ebene des Glaubens und im Verhältnis zur kirchlichen Obrigkeit. Das prägte das ökumenische Leben in Brugg-Nord. Das war wahrscheinlich einmalig. Und beide wirkten eine lange Zeit, das war Voraussetzung, damit dieser ökumenische Geist entstehen konnte.
Später hatten wir immer wieder Vakanzen. Ein Seelsorger aber sollte das Leben des Seelsorgebezirks Brugg-Nord begleiten, das Leben im Lauf des Kirchenjahres gestalten, auch wenn

wir hier bewiesen haben, dass die Gemeinde, von Laien getragen, funktioniert. Wir hatten hier in Riniken immer ein starkes Engagement von Laien, die beigezogen wurden. Ministranten gab es, unsere eigenen vier Kinder waren dazumal integriert im Gottesdienst, indem sie Blockflöte, Geige oder Klavier spielten.
Wir hatten immer Katechetinnen, von daher war man sich die Frauen gewöhnt. Es gab keinen Widerstand in Brugg-Nord gegen Laientheologinnen. Wer sich an Wortgottesdiensten oder an Frauen störte, besuchte anderswo eine Messe. Wer hier im «Lee» mitmachte, für den waren Frauen und Laien selbstverständlich. Denn man erkannte, dass es anders nicht ging. Der Glaube wird zu Hause über die Frauen weitergegeben, nicht über die Männer in der Kirche. Die ersten Liturgiegruppen entstanden schon zur Zeit von Josef Elser. Der Beizug der Laien kam damals auf, vor allem durch Frauen, die eine katechetische Ausbildung absolvierten. Durch den Personalmangel entstand später eine Wortgottesdienst-Gruppe. Der Zeitaufwand, den Laientheologen in einen Wortgottesdienst stecken, ist enorm und dementsprechend gut ist die Qualität der Aussagen.
Vieles hat sich bis heute verändert: Ein Diakon erzählte mir kürzlich, dass er bei einem heiratswilligen Paar fragte, ob sie einen Wortgottesdienst oder eine Eucharistiefeier wünschten. Das Paar wusste den Unterschied nicht. Und als er fragte, ob sie einen Wortgottesdienst mit oder ohne Kommunion wünschten, so meinten sie wiederum: «Was ist das?» Der Wandel in der heutigen Zeit ist unvorstellbar. Ich weiss nicht, wie konfessionslose Eltern Weihnachten mit ihren Kindern feiern, wenn sie nicht an Gott oder einen Schöpfer glauben, oder wenn man nicht weiss, warum eine Kerze angezündet wird. Was geben sie ihren Kindern weiter?

Gespräch geführt und aufgeschrieben von Astrid Baldinger

Der einstige Schüler Martin Vögtli neben seinem Lateinlehrer: Im Mai 1970 kam Bischof Anton Hänggi nach Brugg ins Rote Haus und informierte über Umstrukturierungen wegen des Priestermangels.
V. l.: Lorenz Schmidlin, Martin Vögtli, Anton Hänggi, Eugen Vogel.